

HEYNE <

Das Buch

Ende der Dreißiger, in jener aufgeputschten Zeit zwischen den Kriegen: Berlin ist eine Stadt der Nacht, sie pulsiert im Licht der Neonreklamen und im Rhythmus der Jazzmusik, die aus zahllosen Cabarets dringt. Daniel Saporta alias Salazar – ein Sepharde, der als Spanier durchgeht – ist der gefeierte Besitzer des Kaukasus Klub, eines orientalischen Cabarets, das als *das* Berliner Café gilt. Saporta spielt den aufmerksamen Gastgeber für genußsüchtige Berliner, darunter auch hochrangige Nazis, die seine wahre Identität nicht kennen. Saporta versorgt seine Gäste mit erstklassigen Speisen und Getränken, importiert Bauchtänzerinnen aus der Türkei, aus Armenien und Ägypten, dazu schwarze amerikanische Saxophonisten und einen Mulattinnenchor aus Havanna.

Zeitsprung ins Jahr 1943: Saporta hält sich versteckt. In seiner engen, unbeheizten Dachkammer macht er sich an die Niederschrift seiner Jahre in Berlin, der Ereignisse, die dazu führten, daß er sich verbergen mußte. Er beschreibt die fiebrigen Tage im Kaukasus Klub, seine Reisen in den mittleren Osten auf der Suche nach exotischen Tänzerinnen, die auf dem Rückweg traurige und schreckliche Geschichten von grausamen Ritualen und sexueller Verstümmelung erzählen. Im Mittelpunkt seiner Schilderung steht seine Liebe zu der Tänzerin Samira, die vom britischen Geheimdienst angeheuert wurde, um Dreh- und Angelpunkt in einer Spionageaffäre zu sein, deren Erfolg oder Mißerfolg einzig davon abhängt, daß sie den pervertierten sexuellen Neigungen eines Nazis nachgibt und ihn gleichzeitig aushorcht.

»Dieses Buch ist perfekt: eine absolut authentische Atmosphäre, faszinierende Figuren und ein wirklich origineller Plot. Das ist der Stoff, aus dem echte Romane sind.« *Billy Wilder*

Der Autor

Harald Nebenzahl, ehemaliger Captain im Marine-Corps, arbeitet als Drehbuchautor und Produzent, der sich auf internationale Filmprojekte spezialisiert hat. Er war am Oscarpreisträger *Cabaret* beteiligt sowie an Jorge Amados Film *Gabriela*, den er in Portugal produziert hat. *Café Berlin* ist Nebenzahls erster Roman.

HAROLD NEBENZAL
CAFE BERLIN

Roman

Aus dem Englischen
von Getraude Krueger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel CAFÉ BERLIN bei
The Overlook Press, Woodstock, New York



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier München Super liefert Mochenwangen.

Vollständige Taschenbuchausgabe 06/2006

Copyright © 1992 by Harold Nebenzal

Copyright © 1992 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co.KG,
München

Copyright © 2006 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, unter Verwendung eines Fotos von

© Corbis / Hulton- Deutsch Collection

Satz: Franzis-Druck GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-40464-5

ISBN-13: 978-3-453-40464-9

<http://www.heyne.de>

ICH SPRECHE DAS ARABISCH MEINER HEIMATSTADT DAMASKUS; *Hebräisch, die Sprache unserer Religion; Französisch, wie ich es bei der Alliance Israélite gelernt habe; Ladino, das alte Spanisch der sephardischen Juden; hinlänglich Italienisch; soviel Russisch, wie meine Küchenhilfe mir beigebracht hat; Deutsch, die Sprache der offenbar letzten Station meines Weges; und Englisch, die Sprache derer, denen ich – außer meinen Eltern – gute und treue Dienste geleistet habe.*

Bis auf Rechnungen, Frachtbriefe und einer Postkarte hier und da habe ich nie viel in diesen Sprachen geschrieben. Jetzt bediene ich mich der Sprache derer, auf denen die Hoffnung und Erlösung der Welt ruht. Wie es bei uns heißt Con el pie derecho y el nombre del Dio – Mit dem rechten Fuß voran und im Namen Gottes – beginne ich : auf Englisch.

DANIEL SAPORTA, SOHN DES EZRA
Berlin, 14. November 1943

Die in diesem Buch
dargestellten politischen und militärischen Ereignisse
sind historisch verbürgt und ganz und gar nicht fiktiv

14. November 1943

ICH VERSTECKE MICH JETZT SEIT DEM SECHZEHNTEM DEZEMBER 1941 – nächsten Monat sind es zwei Jahre. Warum ich mit dem Schreiben so lange gewartet habe, kann ich nicht sagen. Vermutlich dauerte es so lange, bis sich die Erkenntnis durchsetzte, daß mein erzwungener Aufenthalt hier nicht durch ein Zufallsereignis beendet wird. Nun bin ich älter, trauriger, klüger und habe gelernt, das bittere Brot der Geduld zu essen. Daher diese Memoiren, deren unbehagliche Anfänge Sie hier miterleben.

Lohmann kommt fast jeden Tag, aber seit dem zehnten war er nicht mehr da, und das heißt, daß ich seit drei Tagen nichts gegessen habe und ziemlich benommen bin. Wo bleibt er nur? Er fehlt mir, und die Fütterungszeremonie, wie ich sie nenne, fehlt mir auch. Sie ist mir wichtig geworden, genau wie meine vor kurzem wieder aufgenommenen Morgen- und Abendgebete: Hauptsache, die Eintönigkeit meiner Tage bekommt einen Sinn. Ich habe es auch mit Liegestützen versucht, aus purer Eitelkeit, um mich körperlich fit zu halten. Zur Belohnung habe ich Kopfwund bekommen, das seltsamerweise mit Zahnschmerzen einhergehend, die ich lieber nicht noch einmal auslösen möchte.

Lohmanns Auftritt bleibt immer gleich. Erst höre ich Schritte auf den hölzernen Dachbodendielen und das Rücken einer Kommode, dann tritt er in mein Refugium ein. Ein knappes Zücken des Hutes, ein rascher, trockener Händedruck mit einer steifen Verbeugung, und dann kommt aus den Tiefen seiner Manteltasche ein Paket zum Vorschein. Er legt es auf meinen kleinen Tisch. Es ist aus verknittertem Packpapier und fest mit Bindfäden verschnürt.

Dann knüpft Lohmann sorgfältig die Schnur auf, wickelt sie sich um Zeige- und Mittelfinger und legt die Schlinge auf den Tisch. Als nächstes wird das Fleischerpapier – es ist schon wochenlang dasselbe – aufgemacht, und er streicht die Falten und Knitter glatt. Zu einem säuberlichen Quadrat gefaltet, kommt

es zu der Schnur auf den Tisch. Er wiederholt den Vorgang mit dem Wachspapier, in das die Ursache dieses Manövers eingewickelt ist: ein Stück graues Roggenbrot mit einer weißen Schicht Schweineschmalz oder vielleicht eine Schrippe, das krustige Brötchen der Berliner, mit einem Stück Harzer Käse oder einer dicken Zwiebelscheibe darin. Anfangs gab es Schnitzel und Schmorfleischbrocken, aber jetzt werden die Lebensmittel knapp, und ich bin dankbar für jede Kartoffel, für jeden Winterapfel, den Lohmann mir bringt.

Dann tut er noch etwas für mich: er schafft meine Abfälle fort. Ohne zu fragen, trägt er den Zinkeimer zu der Gemeinschafts-toilette auf dem Treppenabsatz im vierten Stock und bringt ihn mir ausgeleert zurück. Er sieht sich vor und ist bisher nicht beobachtet worden. Jetzt in den eiskalten Wintermonaten ist das kein Problem; ich lasse den Eimer draußen, wo das Mansardenfenster ihn gut verdeckt. Ob ich den Eimer noch brauche, wenn es wieder warm wird, hängt von Lohmann ab. Im Grunde hängt mein ganzes Leben von ihm ab. Wenn er bei den Luftangriffen unkommt oder verletzt wird, wenn er krank wird, wenn man ihn bei den Behörden denunziert, ist damit das Ende der Irrungen und Wirrungen, der wenigen Glanzpunkte und größeren Schandflecken eines Daseins gekommen, das vor zweiunddreißig Jahren in Damaskus begann.

15. November 1943

NACHTS MEIN IMMER WIEDERKEHRENDER TRAUM VON DAMASKUS. Wir sitzen im Hause meines Vaters auf dem Balkon: mein Vater, meine Mutter, mein Bruder Victor, meine Schwestern Fortuna und Sultana. Der Duft von Jasmin und Mimosen liegt schwer in der Luft. Das Mädchen Fawzia ist zu einem Restaurant in der Nachbarschaft geschickt worden; sie ist mit einem Tablett zurückgekommen, auf dem sich gegrillte Täubchen türmen. Sie sind pikant mit Zitronensaft und Petersilienblättern angemacht. Mein Vater hat den Fes auf dem Kopf und spricht den Segen: »Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, durch dein Wort ist alles entstanden.« Wir verschlingen die Täubchen, den ganzen Berg. Im Wohnzimmer spielt das Grammophon *Zourouni kol sana marra* – Besucht mich einmal jedes Jahr – des ägyptischen Komponisten Sayyid Darwisch. Dieses Lied über Liebe und Schmerz ist meines Vaters Lieblingsstück. Die Wehklagen, die Darbukaschläge sind sinnlich wahrnehmbar; die Wiederholung wirkt narkotisch. Das Aufschwingen, Keuchen, Abstürzen des arabischen Liedes ist mit einem des Westens nicht zu vergleichen. Es rührt uns mit rosenduftenden Fingern an Seele und Genitalien. Vor satter Dumpfheit haben wir ganz glasige Augen. Mein Vater trinkt seinen türkischen Mokka. Das winzige Täßchen verströmt die süße Bitterkeit des mit Orangenblütenessenz aromatisierten Kaffeesatzes; der Duft mischt sich mit dem der berauscheden Blüten, die unseren Balkon schier erdrücken. Der Gedanke bleibt unausgesprochen: so möge es weitergehen bis in alle Ewigkeit, *Inschallah*.

18. November 1943

HEUTE HAT LOHMANNS MANTEL TASCHE SICH ALS EIN WAHRES Füllhorn von Köstlichkeiten erwiesen: in Scheiben geschnittener Hackbraten – zum größten Teil Brot natürlich und herzlich wenig Fleisch, von Fett zusammengehalten, aber dennoch köstlich. Es gab ein Glas Kohlrübensuppe und einen halben Laib Brot, ein Stück Hartwurst und schon recht zähe Krapfen.

Lohmann erklärte, als er über den Nollendorfplatz ging, habe er einen Freund getroffen, einen Kellner von Beruf, der im Ersten Weltkrieg mit ihm in einer Pioniertruppe war. Sie hatten 1916 zusammen in den Schützengräben an der Marne gelegen. Jetzt hat er eine feste Stellung beim Winterhilfswerk, einer von der Nazi-Partei gegründeten Wohlfahrtsorganisation zur Unterstützung Bedürftiger und vor allem der bei alliierten Luftangriffen Ausgebombten. Das Winterhilfswerk gibt Decken und warme Kleidung aus und verteilt warme Mahlzeiten mit fahrbaren Küchen, die man »Gulaschkanone« nennt. Der ehemalige Soldat und Kellner arbeitet in der Versorgungsstelle, wo die Lebensmittel auf das weitverzweigte Netz des Winterhilfswerks verteilt werden. Dieser Regimentskamerad hatte Lohmann ermuntert, sich zu holen, was noch zu holen war. Außerdem brachte Lohmann Nachschub an alten Zeitungen. Die sind für mich eine lebenswichtige Verbindung mit der Welt und halten mich, was noch wichtiger ist, in meiner spartanischen Dachstube warm. Wenn man sich Zeitungspapier unter Hemd und Hose um Arme und Beine wickelt, bewahrt es die Körperwärme erstaunlich gut. Ich schlafe auch zwischen Schichten von Zeitungspapier: eine obere Schicht, die von meinem Mantel und der zerlumpten Steppdecke gehalten wird. Jeden Atemzug verdanke ich Lohmann und habe doch, jedenfalls so weit ich weiß, nie etwas für ihn getan, das den Gefälligkeiten vergleichbar wäre, mit denen er mich unter großer Gefahr für sich selbst überhäuft.

Lohmann habe ich 1929 kennengelernt, kurz nachdem

Herr Landau mich hinausgeworfen hatte. Landau beschuldigte mich, ich habe das Kindermädchen verführt, das Anzeichen morgendlicher Übelkeit zeigte. Das war eine gemeine Lüge. Ich selbst war verführt worden, nicht von dem Kindermädchen, sondern von Frau Landau. Es gilt immer noch der alte Spruch: Der Ehemann erfährt es stets zuletzt.

So fand ich mich mit achtzehn Jahren auf den Straßen von Berlin wieder und hatte keine Lust, nach Damaskus zurückzukehren, wo der Stern meines Vaters mittlerweile im Sinken war. Die Franzosen hatten König Faisal entthront und Syrien besetzt, was bei der Masse der Araber und Drusen einen leidenschaftlichen Nationalismus wachrief. Dies wiederum führte zur Verunsicherung der Juden, Armenier und maronitischen Christen, die nun ängstlich nach möglicherweise gastlicheren Ländern Ausschau hielten.

Es reizte mich nicht sonderlich, wieder zu dem beschränkten Leben der levantinischen Mittelschicht zurückzukehren, doch im Herbst 1929 sah es auch in Deutschland nicht sehr verheißungsvoll aus. Am neunundzwanzigsten Oktober war die Börse in New York zusammengebrochen. Das stürzte die Vereinigten Staaten in eine Wirtschaftskrise und löste auf der ganzen Welt derartige Erschütterungen aus, daß hier in Deutschland der mühsame Erholungsprozeß von der Inflation, die von 1922 bis 1925 gewütet hatte, zum Stillstand kam. Die Inflation hatte den kleinen Notgroschen von Witwen, Kriegsveteranen und pensionierten Beamten in Luft aufgelöst; ihre armseligen, in die Matratze oder die Zuckerdose auf dem Küchenregal gestopften Banknoten waren jetzt nicht mehr wert als die alten Zeitungen, die in den vereisten Gassen herumwehten. Die Inflation ließ auch die beträchtlichen Ersparnisse der Mittelschicht nicht ungeschoren, doch erst der große Börsenkrach von 1929 mit der darauffolgenden Wirtschaftsflaute brachte den Ruin der Wohlhabenden, der Geschäftsleute und Unternehmer: eben der Schicht, von der

die anderen sich Arbeitsplätze und Sicherheit erhofften. Die Arbeitslosigkeit nahm sprunghaft zu und damit zugleich auch die Mitgliederzahl der Nazipartei. Doch mitten in dieser grauen Angst, die das Land einhüllte wie ein tödlicher Nebel, war ich, Daniel Saporta, reich! Reich durch meine Mutter, gesegnet sei ihr Name in Ewigkeit, Amen. Reich, weil sie mir eine Reihe türkischer Hundert-Piaster-Goldstücke in den Bund meines besten Anzuges eingenäht hatte. Das war so etwas wie *Monnaie de Luxe*, als Schaumünzen in einer besonderen Münzstätte geprägt. Im Osmanischen Reich verteilten Adelige und Reiche sie als Gunstbeweis an wichtige Gäste und Gefolgsleute. In meiner Familie wurden sie zur Bar Mizwa, zur Geburt eines Sohnes und zum Neujahrsfest verschenkt. Sie sollten mir gute Dienste leisten.

Vor meiner unehrenhaften Entlassung aus ihrem Haus hatte ich die Landaus oft begleitet, wenn sie abends ins Theater oder Restaurant ausgingen. Ich wußte, daß es vielen Leuten, auch wenn die Masse der Deutschen grausam zu leiden hatte, in dieser Zeit gutging. Da waren Unternehmer, die ihre Geschäfte mit einer gewissen Raffinesse betrieben, die Konten im Ausland besaßen, die ausländische Währung zurückgelegt hatten, die kauften, wenn andere verkauften, und umgekehrt. Es gab auch Profiteure: Deutsche mit Auslandsbesitz, Ausländer aller Kontinente, die während der Inflation gekommen waren, um ihr Schäfchen ins trockene zu bringen. Dann waren da noch die Händler mit Kokain, Heroin und Cannabis; außerdem die im Import- und Exportgeschäft tätigen Zuhälter. Sie holten Landmädchen von den verarmten Höfen in Pommern und Schlesien und boten ihnen Arbeit als Kellnerin und Verkäuferin an. In Berlin wurden die jungen Frauen dann unter Drogen gesetzt, verführt und verdorben, bis sie gefügig waren und auf der Straße oder in den vielen über die Stadt verstreuten Bordellen gewinnbringend eingesetzt werden konnten. Echte Blondinen, die sich in ihrem neuen Gewerbe gut anließen, wurden nach Kairo und Buenos Aires,

nach Port Said und Caracas verfrachtet, wo dankbare Kundschaft auf sie wartete.

Um diese zahlungskräftige Schicht aufzunehmen und ihre Wünsche zu erraten, bot die Stadt eine unglaubliche Vielfalt an Restaurants: deutsche Regionalküche, österreichisch-ungarisch, polnisch, tschechisch, russisch, chinesisches und streng koscher. All das stand in unendlich vielen Schattierungen zur Verfügung, vom Luxus des Adlon, Bristol und Horcher bis zu gemütlichen Imbißstuben und Bier- und Wursthallen. Es gab Kneipen für Rollkutscher und Kohlen- und Kartoffelhändler, für Homosexuelle, Lesben und alle anderen Glaubensrichtungen. Es gab Nachtclubs, wo auf jedem Tischchen ein Telefon stand, mit dem man sich einen Foxtrott bestellen oder Gästen an anderen Tischen Anträge machen konnte. Es gab Klubs mit Frauenimitatoren, Klubs, in denen politische Satire gepflegt wurde, und Klubs, wo man auf der Bühne Unzucht trieb und das Publikum aufforderte, sich an diesem Zeitvertreib zu beteiligen. Was es auch tat.

Ich muß aufhören. Mir tut die Hand weh. Ich kann nur mit Mühe die Finger ausstrecken. Ist das nun Arthritis, oder liegt das an der abscheulichen Kälte?

19. November 1943

ICH LERNT NACHTKLUBS DURCH MEINEN COUSIN ELI KENNEN. Eli ist vier Jahre älter als ich und war damals im Handelshaus meines Vaters beschäftigt. Er war zwar ein braver Sohn und sorgte für seine verwitwete Mutter, doch den größten Teil seines Geldes gab er in schäbigen Nachtclubs und für die Prostituierten hinter dem Hejaz-Bahnhof aus.

Meine Mutter pflegte zu sagen: »*Eli est un voyou*« – Eli ist ein Strolch.

Mein Vater verteidigte ihn. »Eli ist ein guter Junge. Er hat ein Gespür für das Geschäft. Er kann sich Pfefferschoten ansehen und dir auf hundert *dunam* genau sagen, wo sie herkommen. Er ist erst siebzehn und läßt im Moment seinen kleinen Kopf über den großen bestimmen.«

»Ezra, ich muß dich bitten, werde nicht ordinär vor den Kindern – und vor mir auch nicht. Du weißt, ich kann das nicht ausstehen.« Das sprach meine Mutter mit Würde in der Manier der französischen Klosterschule, die sie besucht hatte.

Ungeachtet der Proteste meiner Mutter fühlte ich mich zu Eli und seinem üblen Treiben hingezogen. Eli war bereits ein Mann von Welt. Er pomadisierte und kämmte sich das Haar mit Bakerfix, bis seine kohlschwarze Mähne glänzte wie Rabenflügel. Bakerfix war eine französische Haarcreme, die Eli auf dem *souk* kaufte. Sie war nach der amerikanischen Negerin Josephine Baker benannt, dem umjubelten Star von Paris. Meine Schwestern kannten ihren Erfolgsschlager *J' ai deux amours, mon pays et Paris* auswendig. Auf der Pomadentube war ein Bild von La Baker, das die männliche, lacklederartige Erscheinung ihrer Frisur unterstrich. Eli trug auch mit Vorliebe graue Wildlederschuhe mit Lacklederbesatz. Er versicherte mir, das von ihm kultivierte Erscheinungsbild sei ganz und gar pariserisch.

Am meisten bewunderte ich Eli dafür, daß er bei Erwachsenen schon Beachtung, wenn nicht gar Respekt fand. Auf der Straße wurde er von den Kaffeeverkäufern, die ihre Messingtablets herumbalancierten, und von den Schuhputzern, die ihre Bürste gegen die Kiste knallen ließen, stets begrüßt. »*Marhaba ya Eli!*« riefen sie. Eli hob zum Gruß die Hand wie ein arabischer Politiker oder gab ihnen von seinen Zigaretten oder den lila *Violettes de Parme* ab, dem kandierten Blütenkonfekt, das er in der Westentasche bei sich trug. Es machte auch Eindruck auf mich, wie der Portier des Semiramis-Nachtklubs Eli begrüßte. Der Portier war ein pockennarbiger Kurde, dessen grimmige Miene ein riesiger Schnurrbart und ein blinder milchig-blauer Augapfel zierte. Wenn er Eli erkannte, heiterte sich das gute Auge mit seinem unbarmherzig funkelnden Blick auf. Bei unserem Anblick entbot uns der Portier das traditionelle *Ahlan wa sahlán* – Willkommen – und führte uns nach einer im Flüsterton gehaltenen Besprechung mit Eli in den eigentlichen Klub. Das Semiramis war ein höchstens zweitklassiges Etablissement: dunkel und trotzdem schreiend bunt, mit einer Beleuchtung aus farbigen Glühbirnen, wie man sie im Westen als Weihnachtsschmuck nimmt. Stühle und Tischchen standen dichtgedrängt um eine kaum erhöhte Bühne, auf der das allnächtliche Unterhaltungsprogramm dargeboten wurde. Dieses blieb immer gleich und bestand aus dem Orchester des Hauses: Ud, Kanun, Darbuka und Geige. Das bildete die musikalische Untermalung für die Bauchtänzerinnen, die mit Sängern und Sängerinnen abwechselten. Nach Ablauf einiger Monate traten diese Darsteller allesamt erneut auf und beschlossen damit die Tour, die sie nach Homs, Aleppo, Latakia und Basra oder im Glücksfall bisweilen auch zu einem Ausflug nach Beirut oder gar Bagdad führte.

Dieser spezielle Abend war ein Wendepunkt in meinem Leben. Für mich steht außer Frage, daß dieser Abend im Semiramis mich bewegte, vierundzwanzig Stunden nach

meinem Auszug aus dem Landauschen Haus in Berlin den Kaukasus Klub zu kaufen.

Wir wurden in einer verdunkelten Loge plaziert, wo wir, vermutlich unseres zarten Alters wegen, von anderen Gästen ungesehen das Unterhaltungsprogramm verfolgen konnten.

Der Kurde brachte uns eine Nargileh, eine Wasserpfeife, mit einer Mischung aus Haschisch und Tabakblättern. Wir pafften, ich zum ersten Mal, und bald spürte ich eine Hitzewallung in den Gliedmaßen, der die von Eli so oft beschriebene entrückte Belustigung folgte. Als die erste Bauchtänzerin auf die Tanzfläche kam, hatte das Semiramis sich schon beachtlich gefüllt. Die Gäste waren meist kleine Geschäftsleute. Ich erkannte Abou Issa, einen Kunden von uns, ein Gewürzhändler vom Attarine-Markt. Da saßen kleine Regierungsbeamte, zwei armenische Goldschmiede mit einem Kunden, ein paar pomadisierte Zuhälter und – dem dunklen Teint und der Art, wie sie die *kefiyeh* trugen, nach zu schließen – ein ganzer Tisch mit Hejaz-Beduinen. Sie tranken als einzige unter den Gästen keinen Fuselarrak. Der stellte im Verein mit Pistazien und Oliven den Champagner und Kaviar einer levantinischen *boîte* dar.

Cousin Eli zufolge hieß die erste Tänzerin Jamila, sie war sechsundzwanzig Jahre alt und kam aus Ägypten. Sie war einmal die Mätresse eines Bankiers in Beirut gewesen. Eli teilte mir dieses Wissen mit, wie ein Europäer über einen bekannten Fußballspieler plaudern würde. Ich war Jamila bereits verfallen. Wie sollte ein vierzehnjähriger Junge sonst auf eine anschauliche Darstellung seiner sexuellen Phantasien reagieren?

Jamila wirbelte endlos herum, dabei hob und senkte sie den aquamarinblauen Schleier, mit dem sie Busen und Unterleib bedeckt hielt. Plötzlich wurde der Trommelschlag schneller und ging in einen schamlos koitalen Rhythmus über, den die Kenner mit gedämpftem Applaus begrüßten. Jamila ließ den Schleier fallen und enthüllte einen vollen Busen in einem bestickten Büstenhalter. Der glatte, weiche,

leicht vorstehende Bauch wurde knapp von einem münzenverzierten Gürtel zurückgehalten, der sich abwärts schlängelte und ihre Scham – ihr *lokoum* oder Bonbon, wie Eli es mit Vorliebe nannte – verhüllte. Jamila wand sich, schüttelte die Brüste, stand still, ließ die Brüste beben, setzte ihren Tanz fort und fing dann langsam an, das Becken ruckartig vor- und zurückzubewegen, als sitze es auf dem *zoub* eines unsichtbaren Liebhabers. Ich war mittlerweile voll und ganz geschwollen. Eli, für den ich ein offenes Buch war, stieß mich mit dem Ellenbogen an, griff sich zwischen die Beine und rollte wild die Augen. Er hatte mich so gesehen, wie ich mich selber sah – ein läufiger Hund mit blankem, rotem Glied –, und ich haßte ihn dafür. Aber Jamila war noch nicht fertig. Sie stand jetzt an der Bühnenecke gegenüber unserer Loge, und ihr Geruch nach Schweiß und Patschuli drang bis zu uns herüber. Sie stand ganz still. Nur ihre Bauchmuskeln begannen unmerklich zu vibrieren, was sie zum Rhythmus der Trommel fortführte. Ich sah Schweißtropfen zwischen ihren Brüsten hinunterkriechen und in das Bächlein münden, das zum Bauchnabel rann und dann in das Gürtelband hinabließ. Die Vibrationen wurden zu Wellen. Sie ließ den Bauch wogen, als sei er ein selbständiges Wesen. Das ging weiter, während der Trommelwirbel sich steigerte. Dann ließ sie sich mit einem Schrei zu Boden fallen, wölbte den Rücken, spreizte die Schenkel und drehte sich herum, wobei sie den Kopf wie zum Zeichen der Scham und Demut in der Armbeuge versteckte. Das Publikum wußte diese besondere Note zu würdigen. Es gab stürmischen Beifall. Ich wurde von Eli aus meinen Träumen gerissen. »*Ya habibi!*« sagte er. »Diese Jamila hat vielleicht Muskeln in der *kous!* Damit könnte sie glatt Bananen schneiden.«

Als nächstes trat ein Sänger auf: ein weichlicher, pummeliger junger Grieche, seinem ägyptischen Akzent nach wahrscheinlich aus Alexandria. Auch er hatte seine Bewunderer. Ich sah später, wie ein Beduine dem Griechen seine goldene Uhr zusteckte.

20. November 1943

ICH HABE SEHR VIEL GELERNT IN DIESER ERSTEN NACHT. ICH SAH MÄNNER, die anscheinend nicht die Miete für ihre Markt-
bude aufbringen konnten und den Tänzerinnen ihre letz-
ten Piaster in Büstenhalter und Gürtelband steckten. Ich
sah, wie Kellner die Tänzerinnen zu den Gästen an den
Tisch führten, nachdem Gelder die Hände gewechselt hat-
ten. Ich sah Männer, die schon glasisg guckten und denen
noch mehr Arrak aufgetischt wurde. Ich sah, wie ein Poli-
zist vom Geschäftsführer sein Bakschisch bekam. Und all
dem entnahm ich, daß ein Nachtclub, selbst ein so schäbi-
ger wie das Semiramis, ein Ort ist, wo die Gäste ihre Sorgen
am Eingang abgeben können. Geschäftliche Mißerfolge,
betrügerische Geschäftspartner, an Krebs sterbende Müt-
ter, fette oder gleichgültige Ehefrauen, liederliche Töchter,
dumme Söhne, Wucherschulden bei Geldverleihern auf
dem Basar, die Hoffnungslosigkeit einer ungewissen Zu-
kunft: alles, was kleine Leute dem unbarmherzigen Schick-
sal gegenüber hilflos macht, blieb an der Tür zurück. Ich
sah, daß Leute, die etwas zu feiern hatten – einen Geburts-
tag, einen glücklichen Geschäftsabschluß –, nur sehr wenig
vertreten waren. Die meisten waren einsame, von einem
harten Leben zermürbte Menschen, die von dem auf der
Bühne zur Schau gestellten Fleisch Besitz ergriffen.

Als wir auf die dunkle und windige Straße hinausschli-
chen, meinte Eli, wir sollten die *scharmutas* hinter dem
Bahnhof besuchen. Ich hatte Angst, weil es so spät war und
weil mein Vater es entdecken könnte. Auch vor den Huren
selbst hatte ich Angst, gewiß, daß sie nicht an Jamilas Reize
heranreichen würden.

Zum Thema Huren, seinem Lieblingsthema, vertraute
Eli mir als seinem Lieblingscousin seine persönliche Me-
thode zu einer befriedigenden sexuellen Vereinigung an.

»Ich hol mir einen runter, bevor ich in den Puff gehe«, sagte er.

»Warum das denn?« fragte ich in aller Unschuld.

»Weil es beim zweiten Mal länger dauert, bis es dir kommt, du Esel. Auf die Art bekommst du etwas für dein Geld.«

Eli hatte schon immer einen außerordentlichen Geschäftssinn. Das bewies er 1925, als der Drusenaufstand gegen die Franzosen begann. Er heiratete Yvette Alkalay, die fügsame, aber reizlose Tochter eines wohlhabenden Baumwollhändlers. Er griff auf ihre Mitgift zurück, nahm Frau und ungeborenes Kind und verließ mitten in der Nacht Damaskus Richtung São Paulo, Brasilien. Innerhalb von fünf Jahren war er wahrhaft reich, Besitzer einer Strickwarenfabrik mit Niederlassungen in Recife, Salvador, Rio und Belo Horizonte. Yvette schenkte ihm fünf prachtvolle Kinder, und 1932 unternahm sie eine Weltreise. Ich habe sie in Paris getroffen. Eli sah immer noch gut aus, war aber korpulent und verschlagen geworden. Yvette war kein schüchternes Mädchen mehr, sondern eine selbstbewußte, zufriedene Matrone. Sie sprachen Portugiesisch miteinander, was sprachlich keine große Leistung war. Als kleinere iberische Sprache ist Portugiesisch mit unserem Ladino verwandt.

»Daniel, *habibi*, mach, daß du aus diesem beschissenen Deutschland fortkommst«, sagte Eli. »Mit dem Hitler da nimmt es ein böses Ende. In meinem Betrieb sind polnische und deutsche Juden, und die holen ihre Familien heraus.«

»Das geht vorbei«, sagte ich. »Die Deutschen, die etwas zu sagen haben, sind viel zu gebildet, um diesen Unsinn mitzumachen.«

»Daniel, du bist immer noch ein Esel und schwebst in den Wolken. Komm nach Brasilien, mach einen Nachtclub auf, tritt in mein Geschäft ein – was du willst. Da kommt jeder zu Geld, nur die Brasilianer nicht. Bitte.«

Natürlich hörte ich nicht auf ihn. Auf der Toilette zeigte Cousin Eli mir Fotos von seinen Geliebten. Er war auf Mu-

latinnen mit grauen Augen spezialisiert. Sie waren durchweg hübsch und hatten haufenweise glänzendes Haar, einen üppigen Busen mit dunklen Brustwarzen und einen prachtvollen Hintern. Eli bewahrte die Fotos hinten in seinem brasilianischen Paß auf. Ob er beim Grenzübertritt die Zöllner daran teilhaben ließ, weiß ich nicht.

Lohmann, wo bleibst du? Was für altbackene, bröckelige, fettige Leckerbissen halten deine Taschen diesmal für mich bereit?

21. November 1943

GESTERN ABEND IST LOHMANN GEKOMMEN. EIN PAAR RECHT große Kartoffeln beulten seine Taschen, und er wickelte ein fettes Stück geräucherte Schweinelende aus, das offenbar von einem fremden Teller stammte. »Tut mir leid«, sagte er, als würde er meine Gedanken lesen. Oft hätte ich ihn vor lauter Dankbarkeit umarmen mögen, aber mir war klar, daß ihm das furchtbar peinlich gewesen wäre. Ich glaube wahrhaftig, Vorwürfe oder gar ein Verweis wären ihm lieber gewesen: »Lohmann, was bringen Sie mir da für einen Dreck an? Sehen Sie zu, daß Sie in Zukunft etwas Besseres auftreiben.« Dann hätte er sich gerade aufgerichtet und zur Bestätigung »Jawohl, Herr Saporta« gebellt.

Ich bin Lohmann, wie gesagt, in der Nacht meines Auszugs von der Familie Landau begegnet. Er war vor einem dezemberlichen Schneeschauer in die U-Bahnstation Uhlandstraße Ecke Kurfürstendamm geflüchtet. Ich wollte die U-Bahn nach Halensee nehmen, zu einer Pension, die mir empfohlen worden war. Lohmann hatte sein Reklameschild abgenommen und im gekachelten U-Bahneingang abgestellt. Sein zerschlissener Mantel und die blaue Arbeiter-Schirmmütze paßten ganz und gar nicht zu den verführerischen Versprechungen des Plakats:

KLUB KAUKASUS
Sascha und sein Zigeunerorchester
Kosakentänzer
Schaschlik
Hühnchen Kiew
Unterhaltungsprogramm
Meinekestraße 142 (Hinterhof)

Lohmann schätzte mich richtig ein: ein gutgekleideter junger Ausländer, der nicht weiß, wohin. Ehrerbietig tippte er sich mit dem Zeigefinger, der durch ein Loch in seinem Wollhandschuh guckte, an den Mützenschirm. Er musterte mich einen Moment und zeigte dann auf die Reklametafel. »Das ist alles Quatsch, aber die Küche ist ausgezeichnet, und wir haben noch ein paar gute Flaschen da.« Er hob sein Schild auf, zog es sich über den Kopf und ging die Treppe zur Straße hinauf. Ich folgte ihm.

Stunden später saß ich immer noch in dem gräßlich schmutzigen, widerlich purpurroten Klub. Vor mir stand der Rest eines ausgezeichneten Borschtsch. Ich tunkte den Saft eines Kotelett Poscharski mit einem Stück Brot auf, und wir waren schon längst bei der zweiten Flasche Wein. »Wir« heißt der Besitzer, ein weißrussischer Unternehmer, und ich. Lohmann drückte sich im Hintergrund herum, holte Brot und zündete seinem Herrn auf Verlangen die Zigarre an. Der einzige Kellner hatte sich bereits davongemacht. Der Besitzer erzählte mir von dem Unrecht, das ihm widerfahren war. Skrupellose und niederträchtige Menschen hatten sich gegen ihn verschworen und ihn wegen Drogengeschäften und sogar Mädchenhandels angezeigt; man denke! Ihn, der für den Zaren gekämpft hatte! Väterchen Zar persönlich hatte ihm eine Auszeichnung verliehen. Und nun war er für acht Uhr früh bei der Polizei vorgeladen. Ich als Ausländer würde das preußische Bürokratismus verstehen, die Neigung der Berliner Polizei, alles nur in Schwarz und Weiß zu sehen, ihre Unduldsamkeit gegen das rein Menschliche. Daß er, ein Unschuldiger, der vor den Greueln der bolschewistischen Revolution geflohen war, der seine Geistesgaben und schöpferischen Fähigkeiten in den Sauerteig dieser Stadt eingebracht hatte, jetzt damit rechnen mußte, den Winter in der Strafanstalt Moabit zu verbringen ...

Ich hörte seine Litanei nicht mehr. Ich sah nur noch Jamila, die auf der Bühne eines renovierten Kaukasus tanzte. Ich sah importierte Bauchtänzerinnen aus der Türkei, aus